

Bernd Rieken
*Wie die Schwaben
nach Szulok
kamen*
Erzählforschung
in einem
ungarndeutschen
Dorf

Wie die Schwaben nach Szulok kamen

Campus Forschung
Band 808

***Bernd Rieken*, Dr. phil., ist Psychotherapeut und Volkskundler. Er arbeitet freiberuflich als Psychotherapeut in Wien.**

Bernd Rieken

Wie die Schwaben nach Szulok kamen

Erzählforschung in einem
ungarndeutschen Dorf

Mit einem Nachwort von Károly Gaál

Campus Verlag
Frankfurt/New York

2. Auflage, unveränderter Nachdruck 2023

ISBN 978-3-593-45636-2

Herstellung: [Books on Demand](#)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei

Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-593-36481-6

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2000 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Druck und Bindung: Digitaldruck GmbH, Frensdorf

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Inhalt

Einleitung.....	9
1 Wie die »Schwab« nach Szulok gekommen sind.....	12
2 Das Leben ein Schwank – der Schwank ein Leben.....	17
2.1 Erstes Gespräch mit Herrn Berger (»Das Loch im Kanzelboden« und »Erschrocken vom Auto«).....	17
2.1.1 Verständigungsprobleme, Machtspiele.....	17
2.1.2 Die Erzählungen im Kontext des Interviews.....	22
2.1.3 Biographischer Kontext der Erzählungen.....	25
2.1.4 Gegenübertragung: Angst und Aggression.....	30
2.2 Zweites Gespräch mit Herrn Berger (»Wie ich vom Militärdienst befreit wurde«).....	32
2.2.1 Kontext statt Polyinterpretabilität?.....	32
2.2.2 Die Bedeutung der Adoleszenz.....	39
2.2.3 Gegenübertragung: ein Traum.....	42
2.3 Herr Berger als Erzähler.....	44
2.4 Methodische Überlegungen.....	47

2.4.1	Kausalität – Finalität, Perspektivität.....	47
2.4.2	Psychoanalytische Aspekte zur Rolle der Subjektivität.....	48
2.4.3	Individualpsychologie und Konstruktivismus.....	52
3	»Der Peitschenschlag auf das Wegkreuz«: Eine Sage im Kontext kritischer Lebensereignisse.....	58
3.1	Janosné Lempel: biographischer Abriß.....	58
3.2	Zwei Erzählungen: »Des Schwagers grausame Stiefmutter« und »Der sparsame Jurist, der laut poltert«.....	59
3.2.1	Vom Nutzen gestörter Kommunikation.....	59
3.2.2	Der Vergleich als Gattung des Erzählens.....	66
3.3	»Der Peitschenschlag auf das Wegkreuz«.....	71
3.3.1	Das Wahrheitskriterium.....	71
3.3.2	Textdeutung.....	75
3.3.3	Kontext.....	78
3.4	Zwei weitere Erzählungen: »Schwiegervater als Retter in der Not« und »Urgroßvater stillt den Hunger seiner Tagelöhner«.....	81
3.4.1	Rechtfertigungsgeschichten.....	81
3.4.2	Gute-alte-Zeit-Geschichten.....	84
3.5	Zusammenfassung: Die Sage im Kontext.....	89
4	Sagen um die Errichtung und Instandhaltung der Friedhofskapelle.....	91

4.1	Das gepeitschte Kreuz und die Errichtung der Kapelle (Mate Bauer).....	91
4.2	Die Errichtung der Kapelle als Sühne für die Übertretung der Feiertagsruhe (Theresia Lempel).....	95
4.3	Die Instandhaltung der Kapelle als Abwehrmaßnahme gegen Blitzschlag (Theresia Sandner, Katharina Fischer).....	97
5	Der Verrat an den Soldaten der Wehrmacht.....	101
5.1	Das rationale Weltbild und der Fluch der bösen Tat (Johanna Wendel).....	101
5.1.1	Die gute alte Vorkriegszeit.....	101
5.1.2	Nachkriegszeit und Gegenwart als »Jammertal« – ein charakteristisches Wahrnehmungsmuster.....	104
5.1.3	Der Verrat an den Soldaten und der Fluch der Witwen.....	110
5.2	Widersprüchliche »Überlieferung«: »Der Verrat an den Soldaten der Wehrmacht« und »Die Zwangsaussiedlung der Ungardeutschen«.....	116
6	Das Leben als Herausforderung (Josef Koos).....	128
6.1	»Wie ich der drohenden Deportation entkommen bin«.....	128
6.2	»Was ich während des ungarischen Volksaufstandes unternommen habe«.....	130
6.3	Die individualisierende Funktion des Erzählens.....	133
6.4	Individualität und Aggression.....	138

7	Tradition zwischen Faszination und Ablehnung (Elisabeth und Mate Bauer).....	143
7.1	Soldatenzeit, Dorffeste, Bräuche.....	143
7.2	Volksglaube zwischen Skepsis und Gewißheit.....	149
7.2.1	Schadenzauber.....	149
7.2.2	Abwehrzauber und Vorsichtsmaßnahmen.....	161
7.2.3	Ungewöhnliche Erscheinungen.....	179
7.2.4	Woran glaubt Herr Bauer? Feststellungen und Fragen; Grenzen der wissenschaftlichen Feldforschung.....	188
7.3	Die elementare Bedeutung der Magie.....	193
	Zusammenfassung.....	204
	Nachwort von: <i>Károly Gaál</i>	215
	Anmerkungen.....	219
	Literatur.....	236

Einleitung

Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein Beitrag zur volkskundlichen Erzählforschung und basiert auf Interviews, welche im Rahmen einer Feldforschung über »Die traditionelle Kultur der Ungarndeutschen« in den Jahren 1993 und 1994 in Szulok, einem Dorf südlich des Plattensees, durchgeführt wurden.¹ Da der Ort aufgrund seiner geographischen Lage bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein relativ isoliertes Dasein geführt hat, erschien es lohnenswert, dem traditionellen Erzählen – Märchen, Sage und Schwank – das Augenmerk zuzuwenden, um zu erkunden, was davon in Anbetracht der Modernisierungsschübe, die selbst die entlegensten Dörfer erreicht haben, übriggeblieben ist. Ich mußte jedoch sehr bald die Hoffnung begraben, »benedete Erzählerpersönlichkeiten« mit einem reichen Fundus an klassischer Volksprosa ausfindig zu machen, was mit allerhand Selbstzweifeln und Irritationen verbunden war. Da ich zu jener Zeit gerade meine Lehranalyse als Teil einer Psychotherapieausbildung absolvierte, begann ich nach dem vermeintlich ersten fehlgeschlagenen Interview² über verborgene biographische Motive nachzudenken, die mich veranlaßt hatten, an der Feldforschung teilzunehmen, um ausgerechnet altes Erzählgut aufspüren zu wollen. Darüber und über meinen ersten Gesprächspartner berichte ich, verbunden mit methodischen Gedanken, in Kapitel 2.

Die wichtigste fachliche Konsequenz, welche ich aus meinen Überlegungen gezogen habe, war es, das Hauptaugenmerk nun auf das alltägliche bzw. autobiographische Erzählen zu lenken, genauso wie es auch in der modernen volkskundlichen Erzählforschung der Fall ist: die Relativierung des traditionellen Kanons zugunsten des alltäglichen Erzählens, das Bausinger, allerdings mit geringer Resonanz und noch eng gebunden an die klassischen Genres, bereits 1958 eingefordert hatte.³

Vor allem durch die Arbeiten Albrecht Lehmanns hat das autobiographische Erzählen Eingang in die Volkskunde gefunden.⁴ Mit den von ihm beschriebenen Genres »Vergleich« (Kap. 3.2.2) und »Rechtfertigungsgeschichte« (Kap.

3.4.1) setze ich mich ausführlich auseinander, genauso wie mit der individualisierenden Funktion des Erzählens (Kap. 6.3). Darüber hinaus wird der Vorschlag gemacht, das autobiographische Erzählen um die Gattung der Gutealte-Zeit-Geschichte zu erweitern, weil diese relativ präzise definiert werden kann, weite Verbreitung findet und wichtige Funktionen erfüllt (Kap. 3.4.2).

Die Hinwendung zur modernen Erzählforschung bedeutet für mich *nicht* die Außerachtlassung der traditionellen Genres, weil ich der Meinung bin, daß diese respektive gewisse Aspekte derselben auch in der Gegenwart eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. In Kapitel 3 begegnen einander daher eine alte Volkssage, die zur Familiengeschichte der Erzählerin gehört – Varianten und Erweiterungen derselben in Kapitel 4 –, und die bereits erwähnten modernen Gattungen. Kapitel 5 befaßt sich ebenfalls mit einer Sage, und zwar aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der es um die Deportation von Wehrmachtangehörigen in die Sowjetunion geht. Ergänzt wird sie durch den Bericht eines Betroffenen (Kap. 6). Da dieses Vorkommnis damals viel Staub aufgewirbelt hat, ist es nicht wenigen Dorfbewohnern im Gedächtnis haften geblieben, wobei es – was den einen oder anderen erstaunen mag – so viele Varianten wie Gewährspersonen gibt und zudem eine Verknüpfung der Geschichte mit der Vertreibung der Ungarndeutschen erfolgt ist (Kap. 5.2). Wegen der Widersprüchlichkeit der »Überlieferung« ist es nicht einfach, in Kapitel 4 und 5.2 die Übersicht zu bewahren. Dafür bitte ich den Leser vorweg um Entschuldigung und verweise auf die tabellarischen Übersichten, welche helfen sollen, das Durcheinander zu ordnen. Wer diese Abschnitte nicht ganz lesen möchte, kann sich daher mit den Tabellen begnügen. Aus meiner Perspektive war es allerdings wichtig, anhand konkreter Beispiele aufzuzeigen, daß der Begriff »Überlieferung« zum Großteil eine Fiktion ist, weil er suggeriert, Tradierung sei ein objektiver Vorgang; in der Regel ist vielmehr das Gegenteil der Fall: Sie ist eng an die Lebensgeschichte und die psychischen Bedürfnisse des Erzählers und des Zuhörers gebunden.

Im 7. Kapitel findet sich der Leser in einer anderen, von vielen als längst vergangen geglaubten Welt wieder, die auch von der gegenwärtigen volkskundlichen Forschung stiefmütterlich behandelt wird: Volksglaube und Magie. Nach meinen anfänglichen Erfahrungen hatte ich gar nicht mehr damit gerechnet, in Szulok noch irgendwo »alte Geschichten«, die von Hexerei und magischen Praktiken handeln, aufzustöbern. Allerdings steht der Interview-Partner nur noch mit *einem* Fuß im »Aberglauben«, denn er läßt gegenüber einigen Phänomenen, von denen er erzählt, äußerste Skepsis walten, was jedoch die

Interessantheit des Themas eher erhöht, da seine Kriterien für »wahr« und »erfunden« zum Teil ganz andere sind als im wissenschaftlichen Diskurs. Mir geht es in diesem Kapitel vor allem darum, magische Praktiken nicht nur zu beschreiben, sondern sie auch zu erklären und als Elementarform menschlichen Denkens und Handelns verständlich zu machen.

Im Zentrum dieser Arbeit stehen fünf Personen, mit denen ich Gespräche geführt habe. Es war nicht mein Anliegen, einen »repräsentativen Querschnitt« der älteren Szuloker Bevölkerung zu erhalten, sondern *ich wollte primär einen Zusammenhang zwischen den traditionellen und modernen Genres der Volksprosa, die im autobiographischen Erzählen vorkommen, und der Lebensgeschichte herstellen*. Das ist nach meinem Dafürhalten nur dann in zufriedenstellender Weise zu bewerkstelligen, wenn man sich um eine ausführliche Deutung der Interviewtexte bemüht. Dadurch wird deutlich, daß das scheinbar Alltägliche und Banale genauso interessant und auf vielfältige Weise interpretierbar ist wie die Produkte der sogenannten Hochkultur. Und das Defizit der geringen Anzahl an Interviews wird meines Erachtens dadurch wettgemacht, daß es nicht nur um historische Bedeutungszusammenhänge geht, sondern auch und vor allem um *Grundprobleme menschlicher Existenz*. In erster Linie gehe ich dabei einerseits von der Anthropologie Arnold Gehlens, der ethnologischen Verhaltenstheorie Klaus E. Müllers und von konstruktivistischen Autoren (Alfred Adler, Ernst von Glasersfeld, Hans Vaihinger, Paul Watzlawick) aus, andererseits von psychologischen Theorien, nämlich der genetischen Epistemologie Jean Piagets, der Freudschen Psychoanalyse und der Individualpsychologie Alfred Adlers;⁵ letztere wurde in den Kulturwissenschaften bisher leider kaum rezipiert, weswegen ich mich in einem eigenen Kapitel ausführlicher mit ihr befaße (Kap. 2.4.3).

Für freundliche Hinweise danke ich Károly Gaál, der auch ein Nachwort verfaßt hat, und Brigitte Grill.

Gewidmet ist die Arbeit in memoriam meinen Eltern – Ingeburg Rieken, geb. Magnusson, und Dr. med. vet. Hinrich Rieken.

1 Wie die »Schwaben« nach Szulok gekommen sind

Im Laufe der über 150-jährigen Türkenherrschaft wurden zentrale Gebiete Ungarns systematisch ausgeplündert und ein Großteil der dort Lebenden dezimiert, weswegen die übriggebliebene Bevölkerung aus eigener Kraft nicht imstande war, das Land in absehbarer Zeit wieder aufzubauen. Vor diesem Hintergrund beschloß der ungarische Reichstag 1723, ansiedlungswillige Bevölkerungsgruppen überwiegend aus dem Deutschen Reich zu rekrutieren. Zum einen erwarteten die Habsburger, welche die deutsche Kaiserkrone innehatten, politische Verbundenheit der überwiegend katholischen Ansiedler – auch im Hinblick auf die kaiserfeindliche Opposition in Ungarn –, zum anderen erhoffte man sich eine rasche Amortisierung der Ansiedlungsinvestitionen, da die Wirtschaft des ländlichen Raumes im Deutschen Reich relativ weit entwickelt war. Gleichzeitig waren viele Deutsche bereit, wegen feudaler Unterdrückung und oftmaliger Hungersnöte ihrer Heimat den Rücken zu kehren, zumal sie innerhalb des Staatsverbandes blieben.⁶

Die Ansiedlung erfolgte in drei Phasen, die nach dem Namen des jeweiligen Herrschers benannt sind: die karolingische (nach Karl VI., 1723- ca. 1740), die thesesianische (ca. 1763-1773) und die josephinische (ca. 1782-1787), bei welcher erstmalig auch Protestanten zugelassen waren.⁷

Die Bezeichnung »Schwaben« geht auf die ersten Siedler zurück, die Soldaten des Markgrafen von Baden waren und auf Transportschiffen, den sog. »Ulmer Schachteln« – benannt nach dem Einschiffungsort – in Ungarn ankamen.⁸ Der Name »Schwabe« wurde auf die nachfolgenden Ansiedler als Pars-pro-toto-Benennung übertragen, denn obzwar ein Großteil dem deutschen Sprachraum entstammte – Baiern, Franken und Hessen – sind nur 2% der Ungarn-deutschen tatsächlich schwäbischer Abstammung, da ein Großteil von ihnen den Pestseuchen des 18. Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist.⁹ Der Begriff »Donauschwaben« ist indes jüngerer Datums und ideologisch befrachtet, weil er in der Phase nationaler Aktivierung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

aufgekommen ist. Außerdem ist er geographisch nicht präzise, weil zum einen, wie bereits erwähnt, nur ein geringer Anteil der Siedler aus Schwaben kommt und er zum anderen die »Banater Schwaben« mitumfaßt, deren Gebiet nach dem Ersten Weltkrieg (Vertrag von Trianon) zum großen Teil an Rumänien und Jugoslawien gefallen ist.¹⁰

Während das 18. Jahrhundert durch Pionierarbeiten geprägt ist, folgt im 19. Jahrhundert eine Phase der Stabilisierung, an dessen Ende man jedoch im Zuge nationaler Aufheizung mit der Magyarisierungspolitik des ungarischen Staates konfrontiert ist, die sowohl zur Assimilierung führt – insbesondere im städtischen Bürgertum – als auch zu Abwehrmaßnahmen vor allem bei den Mittel- und Kleinbauern, ohne jedoch eine Nationalitätenbewegung entstehen zu lassen, da die Selbstdefinition als Gruppe auf Dorf und Gesamtstaat begrenzt bleibt. Auch der viel zitierte »deutsche Fleiß« wird als Eigenschaft im Rahmen der dörflichen Gemeinde begriffen, nicht aber als Merkmal einer übergreifenden »Gemeinschaft«.¹¹

Erst in der Zeit des nationalistisch-autoritären Horthy-Regimes kommt es zur Politisierung von Alltagseigenschaften und zur – wie Aschauer schreibt – »ungarndeutschen Nationalitätenproduktion. Während bis weit ins 20. Jahrhundert trotz verschiedener Mobilisierungsversuche nur von einer ungarndeutschen Merkmalsgruppe gesprochen werden kann, ist nun das Entstehen einer ethnischen Sozialgruppe zu beobachten. Die bisherigen Zuordnungsmaßstäbe wie z.B. das Dorf verlieren an Bedeutung, an ihre Stelle tritt die Zugehörigkeit zur ungarndeutschen Nationalität. Die Nationalitätenproduktion verläuft (...) im wesentlichen nach den Vorgaben des Volksbundes (VDU), der eine Ausrichtung der Nationalität nach völkischem, bald explizit nationalsozialistischem Muster vollzieht.«¹²

Nach 1945 werden alle Bauernhöfe mit mehr als 52 ha¹³ enteignet, deren Land an Kleinbauern, ungarische Binnensiedler und Emigranten aus der Südslowakei aufgeteilt wird. Gleichzeitig müssen neben VDU-Mitgliedern all jene das Land verlassen, welche bei der Volkszählung von 1941 Deutsch als Muttersprache oder Nationalität angegeben haben; das sind ungefähr 220.000, das heißt die Hälfte aller Ungarndeutschen. Deutsche Sprache und Kultur verschwinden aus dem öffentlichen Leben, sie werden Privatsache und auf den Familienverband begrenzt. Die ungarndeutsche Landbevölkerung konzentriert sich »wieder auf das, was ihr schon vor 1914 nachgesagt wurde: Fleiß und politische Enthaltsamkeit«.¹⁴

Während sich die staatliche Nationalitätenpolitik bis Ende der 60er Jahre auf passive Duldung beschränkt, beginnt sie danach aktiv Sprache und Kultur

der Minderheiten zu fördern – zum Beispiel im Bereich des Schulwesens, der Kindergärten, der Kulturgruppen –, vermag aber den bereits vorangeschrittenen Assimilierungsprozeß nicht aufzuhalten,¹⁵ da anscheinend politische und ökonomische Faktoren – Vertreibung der Deutschen, Ansiedlung von Ungarn, Repressalien bzw. psychischer Druck gegenüber den Verbliebenen, Zwangs-kollektivierung der Landwirtschaft etc. – dem entgegenstehen.

Den Alltag dominiert heute in der Regel die ungarische Sprache, nur die ältere Generation beherrscht das »Schwäbische«, doch erwacht bei den Jüngeren insbesondere seit den politischen Umwälzungen der jüngsten Vergangenheit das Interesse daran, Deutsch neu zu erlernen, was allerdings nicht auf die ungarndeutsche Minderheit begrenzt ist, weswegen die Beweggründe ganz unterschiedlich sein können. Das hat mit der Öffnung zum Westen zu tun, mit beruflichen Motiven, zum Teil wohl auch mit Wünschen der älteren Generation oder dem Bedürfnis, der eigenen Kultur näherzukommen. Das Erlernen der deutschen Sprache durch Teile der jüngeren Generation kann daher nur bedingt als Indikator für ein Erwachen oder Wiedererwachen der ungarndeutschen Identität respektive Teilidentität angesehen werden.

Wenden wir uns nun Szulok, dem Ort der Feldforschung, zu. Er liegt im Südwesten Ungarns im Komitat Somogy, ungefähr 60 Kilometer westlich von Pécs (Fünfkirchen) und zwölf Kilometer nordöstlich von Barcs, einer an der Drau gelegenen Grenzstadt zu Kroatien. Das 1945 1400 und heute noch ca. 850 Einwohner zählende Dorf wurde im Rahmen der thesesianischen Kolonisation in mehreren Anläufen – die ersten Siedler wurden durch eine Malaria-Epidemie ausgerottet – von hessischen Siedlern gegründet, wobei unorganisierte Ansiedler aus anderen Dörfern, darunter einige Ungarn, die sich sprachlich assimilierten, hinzukamen. Da der Ort an einer wichtigen Handelsstraße liegt, welche von Kroatien nach Mitteltransdanubien führt, haben sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts jüdische Händler und Handwerker niedergelassen und so ein bürgerliches Element in das Bauerndorf hineingebracht. Zwischen 1943 und 1944 wurden sie allerdings vertrieben.

Bis 1945 war Szulok eine ausschließlich ungarndeutsche Gemeinde. Daran hat sich bis heute nicht allzu viel geändert, weil es im Gegensatz zu anderen Orten nur wenige Zwangsaussiedlungen gegeben hat. Szulok liegt weitab von anderen ungarndeutschen Orten oder gar Zentren und wurde daher nur marginal von der nationalsozialistischen Propaganda erfaßt. Auch war der Einfluß der katholischen Agrarjugendorganisation KALOT beträchtlich, und diese empfahl den wehrfähigen Männern, zum ungarischen Militär zu gehen und nicht

zur deutschen Wehrmacht, denn das hätte die automatische Einbindung in die SS bedeutet.

In den Häusern der wenigen Vertriebenen wurden »Oberungarn« aus der Südslowakei angesiedelt, von denen einige bis heute geblieben sind, während andere später zur Nordgrenze Ungarns weiterzogen, unweit ihrer früheren Heimat. In andere Häuser, die durch Landflucht (s.u.) leer wurden, hat man Zigeuner einquartiert, die allerdings bei einem Großteil der einheimischen Bevölkerung auf Mißtrauen oder Ablehnung gestoßen sind, woran sich bis heute nichts geändert hat.

Trotz weitgehender Homogenität wurde das »Schwäbische« – ein Fuldaer Dialekt – infolge der zunächst sehr restriktiven Minderheitenpolitik vom Ungarischen als Umgangssprache abgelöst, so daß die mittlere und jüngere Generation zum Großteil der deutschen Sprache nicht mächtig ist. Nach 1945 wurde überdies die Dorfschule geschlossen und Szulok später durch eine Gebietsreform den umliegenden Dörfern verwaltungsmäßig angeschlossen. Infolge der politischen Umwälzungen zu Beginn der 90er Jahre hat es jedoch seine Selbständigkeit zurückerhalten, und auch die Schule gibt es wieder, in der nun verstärkt der Deutschunterricht Einzug gehalten hat, so daß neben der älteren Generation auch die Jüngsten die deutsche Sprache erlernen. Äußeres Anzeichen für ihre Wiederbelebung ist nota bene die 1995 erfolgte Abschaffung der ungarischen Straßennamen und ihre Ersetzung durch deutsche. Der »Volkstumspflege« dient neben der obligaten Blasmusikkapelle die seit einiger Zeit existierende Volkstanzgruppe als folkloristische Institution: Der aus einem entfernter gelegenen Dorf anreisende Lehrer studiert die Tänze neu ein, und die Tracht, die man zu dem Zweck anzieht, wird ausschließlich in diesem Rahmen getragen.

Szulok war immer ein Dorf, dem ein relativ hoher Reichtum und Wohlstand nachgesagt wurde – das hängt mit seiner Lage an einer alten Handelsstraße zusammen, mit der Ansiedlung von Händlern und Handwerkern und wohl auch mit dem »deutschen Fleiß«, der zum Selbstverständnis seiner Einwohner gehörte und heute noch gehört, auch wenn es sich dabei wohl eher um ein generelles Merkmal von Minderheiten handelt als um eine Besonderheit der Ungarn-deutschen. Die Ausgangsbedingungen waren indes wegen des wenig fruchtbaren Sandbodens nicht allzu günstig, doch wurden sie im Laufe der Zeit gemildert durch den Ankauf besserer Ländereien aus umliegenden Dörfern, aber auch aus entfernteren Gebieten bis hin nach Pécs und Kroatien. Außerdem wurde und wird die Nachbarschaftshilfe in diesem Dorf sehr groß geschrieben,

und zwar nach einem strengen, rational begründeten Do-ut-des-Prinzip, mit dessen Hilfe heute noch Häuser gebaut werden. Historisch hängt das mit der Insellage zusammen, die sowohl ethnisch bzw. sprachlich als auch religiös begründet ist, da die umliegenden ungarischen Gemeinden allzumal evangelisch-reformiert sind, während Szulok zu über 90% katholisch ist und man daher früher streng darauf geachtet hat, die eigenen Kinder ausschließlich mit Angehörigen aus dem Dorf zu verheiraten. Der Ort ist daher eine besondere »Sprachinsel«, weil kollektive Identifikationsmuster seiner Bewohner nicht nur aus sprachlichen Unterschieden gegenüber den Nachbardörfern gespeist werden, sondern auch aus religiösen.¹⁶

Da nach dem Zweiten Weltkrieg in der Kolchose als Hauptarbeitgeber nicht all jene, die es wollten, unterkommen konnten, wanderten vor allem jüngere Dorfbewohner ab, vorwiegend nach Pécs, Barcs – wo es sogar eine eigene Szuloker Siedlung gibt – und an den Plattensee, oder sie waren gezwungen, tagtäglich zu pendeln. Auch gab und gibt es einige Saisonarbeiter, die sich in den Urlaubsgebieten am Plattensee verdingen. Die Dorfstruktur ist daher überaltert, viele Häuser stehen leer, doch gibt es seit 1990 Anzeichen einer Wende, da die Jüngeren vermehrt Chancen sehen, im Ort zu bleiben, was vor allem mit der Reprivatisierung der landwirtschaftlichen Anbauflächen zusammenhängt. Daneben existiert seit einiger Zeit »Urlaub auf dem Bauernhof«, da einige Landwirte Teile ihrer Häuser zu Urlaubsappartements umgebaut haben. Die Touristen kommen primär aus Deutschland, und die Organisation oblag anfangs ausschließlich einem deutschen Reiseveranstalter, doch vermieten mittlerweile einige Bewohner ihre Appartements auf eigene Faust, um nicht die übersteuerten Vermittlungsgebühren an das deutsche Unternehmen abführen zu müssen. Der Tourismus ist auf die Sommermonate beschränkt und erhält eine gewisse zusätzliche Attraktivität durch das Thermalfreibad, eine für ein kleines Dorf eher ungewöhnliche Erscheinung.

2 Das Leben ein Schwank – der Schwank ein Leben

2.1 Erstes Gespräch mit Herrn Berger («Das Loch im Kanzelboden» und «Erschrocken vom Auto»)

2.1.1 Verständigungsprobleme, Machtspiele

Nachdem sich unsere Gruppe im Gemeindeamt eingefunden hat, erhalten wir vom Bürgermeister Adressen in Frage kommender Gesprächspartner. Als dieser erfährt, daß ich mich für »alte Geschichten« interessiere, nennt er mir sogleich die Adresse eines seit geraumer Zeit im Ruhestand befindlichen Handwerkers, der früher als begnadeter Erzähler das halbe Dorf mit seinen Geschichten unterhalten haben soll.

Hoherfreut mache ich mich auf den Weg zu meinem allerersten Interview, doch je näher ich dem Anwesen komme, desto größer werden Angst und Unsicherheit: Gewisse Ähnlichkeiten mit einer Deflorationsszene sind nicht von der Hand zu weisen, denn man dringt scheu und unerfahren in fremde Gefilde, in die Intimsphäre eines anderen Menschen ein, und man ist sich nicht so recht im klaren darüber, wie das ablaufen und was alles passieren wird. Was ist, frage ich mich, wenn er kein Interesse hat, nicht erzählen will und mich abweist, weil er sich gestört fühlt – aber das sind Überlegungen, welche sich im nachhinein zumeist als gegenstandslos und als eigene, aus der Angst geborene aggressive Projektionen herausstellen, da die Mehrzahl der Leute froh ist, wenn man ihnen zuhört und sich für sie interessiert, sofern man sich nicht gerade wie ein Elefant im Porzellanladen verhält und die Interviewer nicht en masse einmarschieren.

Ein alter Mann, Herr Anton Berger,¹⁷ öffnet die Tür und fragt, was ich möchte. Ich hätte seine Adresse vom Bürgermeister – ist man unsicher, greift man auf Autoritäten zurück – und würde ihn gerne interviewen. Er bittet mich herein, in eine kleine, spartanisch eingerichtete Stube, und bietet mir Platz an einem einfachen Holztisch an. Ähnlich wie Parzival, der in der ersten Zeit nach

seinem Auszug von daheim dauernd seine Mutter erwähnt, sage ich, daß er, Herr Berger, mir vom Bürgermeister als bekannter Sagen- und Märchenerzähler empfohlen worden sei, eine Bemerkung, mit der ich gleich zwei Fehler auf einen Streich begehe. Zum einen ist der Rekurs auf lokale Autoritäten problematisch, da man erstens nie weiß, in welchem Ansehen sie stehen, zumal in einem Staat, der drei Jahre zuvor noch diktatorisch regiert wurde, und zweitens da man sich als jemand präsentiert, der von »oben« kommt oder gar zu denen da »oben« gehört. Das kann den Gesprächsverlauf negativ beeinflussen und widerspricht obendrein dem Verständnis, eine demokratische Kulturwissenschaft zu repräsentieren.¹⁸ Zum anderen ist der Begriff »Sage« ein volkskundliches Konstrukt und bezeichnet – früher wie heute – geglaubte Tatbestände der eigenen Lebenswelt. Im Verständnis der Bevölkerung handelt es sich bei dem Begriff jedoch um fiktionale Texte einer vergangenen Epoche, während moderne Sagen als solche in der Regel nicht erkannt werden, auch wenn sie strukturelle und funktionale Gemeinsamkeiten mit den älteren Texten aufweisen. Sie werden erst dann als Sagen erkannt, wenn sie ebenfalls publiziert werden, wie insbesondere die Reaktionen der Leser auf die Textsammlungen Rolf Wilhelm Brednicks zeigen.¹⁹ Kein Wunder also, daß Herr Berger mit dem Begriff »Sage« nichts anzufangen weiß, doch auch mit den Märchen hat er Schwierigkeiten: »Ich habe sie schon verlernt, die deutschen Märchen«,²⁰ und er fügt hinzu, daß er zwar des »Schwäbischen« mächtig sei, aber »Deutsch« könne er nicht mehr, was er im Verlauf des Gespräches immer wieder bedauert. In der Schule sei während des Unterrichts fast nur Ungarisch gesprochen worden, sehe man von zwei Deutschstunden pro Woche ab. Deutsch als Sprachunterricht, nicht aber als Unterrichtssprache, war wegen der nationalistischen Aktivitäten des Horthy-Regimes in der Tat die Realität in der ungarndeutschen Schulpolitik der 20er Jahre²¹ und daher auch in Szulok, obgleich es sich um einen ausschließlich deutschsprachigen Ort handelte.

Weil in der Schule zu wenig Hochdeutsch vermittelt wurde, um lebenslang davon profitieren zu können, glaubt Herr Berger keine Märchen mehr erzählen zu können – ein interessanter Hinweis auf Literarisierungsprobleme mündlicher Texte: Kaum befinden sie sich zwischen Buchklappen, mutieren sie zum bewahrungswürdigen Bestand der Hochkultur und sind zu etwas so Ehrwürdigem geworden, daß man sich nicht mehr traut, sie im Dialekt wiederzugeben.

Herr Berger weiß zwar nicht so recht, was ich von ihm hören möchte, aber er beginnt zu ahnen, daß es sich um Dinge handelt, die mündlich erzählt werden. Daher macht er den Vorschlag, ein Neujahrslied vorzutragen, das ihm sein

Vater beigebracht habe, und er beginnt damit, nachdem er sich vergewissert hat, daß ich es aufnehme.²² Die ersten Verse rezitiert er, doch bald beginnt er mit einer überraschend klaren Tenorstimme zu singen. Nachdem er geendigt hat, erwähnt er, es bereits als »kleiner Knabe« zu Neujahr gesungen zu haben, und mehrfach habe er den Bürgermeister gebeten, als Vermittler aufzutreten, um es im »Kalender« – dem Mitteilungsblatt der Ungarndeutschen – abdrucken zu lassen, jedoch ohne Erfolg. Um ganz sicher zu gehen, daß das Lied auch wirklich aufgenommen wird, singt es Herr Berger mit identischem Text gleich ein zweites Mal vor. Anscheinend ist ihm sehr daran gelegen, Spuren zu hinterlassen und »verewigt« zu werden: Er beginnt erst, nachdem er ganz sicher ist, daß das Band läuft, er trägt das Lied zweimal hintereinander vor – und er hat sein Ziel erreicht: Es ist zwar nicht im deutschen »Kalender« abgedruckt worden, aber in einer »Zeitschrift für Biographieforschung« ist es dann doch noch erschienen.²³

Unmerklich für uns beide konstituiert sich in Umrissen bereits an dieser Stelle eine persönliche Beziehung, da wir zumindest beide den gleichen Ehrgeiz besitzen, uns der Öffentlichkeit zu präsentieren. Insofern war die Empfehlung des Bürgermeisters, sich an Herrn Berger zu wenden, durchaus richtig, nur war mir das zu dem Zeitpunkt natürlich nicht bewußt.

Da ich an Neujahrsliedern nicht interessiert bin, nehme ich, nachdem er geendigt hat, einen zweiten Anlauf in Richtung Sage und Märchen, mit dem ich aber erneut auf dem Holzweg lande. Auch der Hinweis auf Geschichten, die für mein Gegenüber »wichtig sind« oder »Bedeutung haben«, führt gleichfalls auf das Abstellgleis, in die Sackgasse gestörter Kommunikation, zumal es schwierig ist, quasi aus dem luftleeren Raum heraus zu sprechen, da Erzählungen sich eher in einem konkreten Gesprächskontext assoziativ ergeben. Im Grunde könnte unsere Unterhaltung an diesem Punkt abbrechen, doch Herr Berger beginnt, wohl auch unterstützt durch das bereits aufgezeichnete Neujahrslied, Interesse zu zeigen und möchte das Gespräch fortsetzen, wozu er zu einem probaten Hilfsmittel greift, indem er fragt: »Trinken Sie ein Gläschen Wein?« Nachdem er uns beiden einen säuerlichen Landwein eingeschenkt hat, trinkt er gierig das ganze Glas in einem Zug leer und fordert mich auf, es ihm gleichzutun. Ich lehne dankend ab, er insistiert trotzdem, doch ich widerstehe ihm – ein Wechselspiel, das sich im Laufe unseres Gesprächs oft wiederholen wird.

Alkohol macht lustig, das Dasein wird für Augenblicke erträglicher, und der Bewirtende kann sich als großzügig und gastfreundlich präsentieren, aber dahinter stehen auch Bedürfnisse nach Machtausübung und Selbstinszenierung:

Würde ich seinen Aufforderungen jedesmal Folge leisten, wäre ich bald betrunken, er aber noch obenauf. Gleichzeitig kann er mir, indem ich mich beim Trinken zurückhalte, zeigen, wieviel er – als ein richtiger Mann – immer noch verträgt. Nach unserem »Schlagabtausch« folgt, eingerahmt von zwei Pausen, der Satz: »Ich habe sie schon verlernt, die deutschen Märchen«. Pausen heben Bedeutsames hervor, das gilt für die Dichtung genauso wie für alltägliche Kommunikation. Sie sind ein Zeichen für Innehalten und Nachdenken oder dienen dazu, Widerstände zu überwinden. Hier gilt wohl alles zusammen, vor allem aber letzteres, da deutlich wird, daß, um es in der Terminologie Alfred Adlers zu formulieren, die »Minus«-Situation²⁴ – die vermeintlich mangelnde Sprachfähigkeit – und die »Plus«-Situation²⁵ – das Vermögen, viel zu trinken – einander abwechseln. Mit anderen Worten: Die Kompensation des Minderwertigkeitsgefühls durch das Geltungstreben ist an dieser Stelle deutlich zu spüren.²⁶ Er, der ehemalige Geschichtenerzähler, versagt vor mir als jemand, welcher der Hochsprache »mächtig« ist und sich obendrein als Abgesandter »höherer« Instanzen eingeführt hat. Freudianisch formuliert: Ein alter Mann erweist sich gegenüber einem jüngeren als insuffizient; er »bringt es nicht mehr«, da seine Erzähl-»Potenz« – und wahrscheinlich nicht nur diese – verlorengegangen ist, weswegen er zumindest in der ureigenen Männerdomäne des Alkohols seinen Mann »stehen« und seine Potenz mir gegenüber erweisen möchte. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Es geht mir keineswegs um eine Pathologisierung von Verhaltensweisen, sondern nur darum zu zeigen, daß das Unbewußte eine mächtige Kraft ist, mit deren Auswirkungen man immer rechnen sollte und die man zumindest auch teilweise wahrnehmen kann. Das zeigt sich oft an unscheinbaren Kleinigkeiten, wie den eben beschriebenen, und darauf sollte hingewiesen werden. Das Wechselspiel von Minderwertigkeitsgefühl und Geltungstreben ist nicht etwas Krankhaftes, sondern – im Gegensatz zur landläufigen Meinung – etwas völlig Normales, da es jeden von uns ein Leben lang begleitet und auch Motor des Wunsches ist, sich zu entwickeln. Ohne Minderwertigkeitsgefühle zu sein, hieße zu stagnieren; dagegen ist Unzufriedenheit *der* Grundantrieb zur Veränderung²⁷ In gleicher Weise ist der Neid eines alten Mannes gegenüber einem Jüngeren nur allzu verständlich, weil es oft nicht leicht fällt, das eigene Alter und die damit verbundenen Konsequenzen zu akzeptieren. Das als pathologisch anzusehen, wäre verfehlt, weil es sich um weit verbreitete Einstellungs- und Verhaltensmuster handelt, während Pathologie per definitionem klarer umgrenzt und auf Sonderfälle beschränkt ist.

Am Beispiel des »Schlagabtausches« zwischen Herrn Berger und mir sei

noch auf ein anderes Problem hingewiesen: Im Zuge der neuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte hat man sich daran gewöhnt, Erklärungen nur im Bereich des Kausalen zu verorten. Dadurch ging die durch die aristotelisch-scholastische Tradition bekannte Einteilung in *causa efficiens* und *causa finalis* verloren; die Frage nach dem Wozu wurde suspekt, da sie mit Metaphysik zu tun haben schien, und es wurde allein die Frage nach dem Woher als wissenschaftlich akzeptiert. Paradigmatisch für diese Einstellung ist im Bereich der Humanwissenschaften die Psychoanalyse, da sie bestehendes Verhalten erklärt, indem sie Licht in das Dunkle der eigenen Kindheitsgeschichte bringt. In Abgrenzung dazu wurde durch die Individualpsychologie das finale Denken in die Psychologie eingeführt²⁸, und das mit gutem Grund: Man kann – um unser Beispiel aufzugreifen – sich fragen, *warum* Herr Berger so sehr darauf erpicht ist, mich zum Weintrinken zu nötigen – Gastfreundschaft oder Freigebigkeit erklären das nur bedingt –, man kann sich aber auch fragen, *wozu* er das tut und was er, wohl auf einer eher unbewußten Ebene, damit erreichen will. Durch die Beantwortung des finalen Aspektes, nämlich sich selbst als mächtig zu präsentieren und mich an Macht einbüßen zu lassen, wird sein Verhalten transparenter. Im Anschluß daran fällt es auch leichter, sich über Ursachen (Minderwertigkeitsgefühl) Gedanken zu machen, woran deutlich wird, daß kausale und finale Aspekte einander nicht ausschließen, sondern ergänzen.

Das Eingeständnis seiner Insuffizienz betrifft nicht allein das Erzählen von Märchen, denn Herr Berger weitet es auf seine allgemeine Lebenssituation aus: »Ich kann (nichts mehr), jetzt geht schon nichts mehr«. Doch nach einer Pause rappelt er sich wieder auf, indem er mich auffordert, »das bißchen« zu trinken. Ich entgegne, daß ich mit meinem Magen Probleme bekäme, würde ich zu viel trinken. Das ist ein Trick, eine Unaufrichtigkeit, die mir zuvor für solche Situationen empfohlen wurde und zu der ich aus der Unsicherheit des allerersten Interviews gegriffen habe, danach allerdings nicht mehr. Immerhin ist damit das Stichwort geliefert für den weiteren Verlauf unseres Gesprächs:

»Bei mir ist alles schlecht, nur mein Magen ist gut. Mit den Augen sehe ich gar nichts (...). Die Füße sind schlecht und die Arme auch. Alles ist schlecht, nur mein Magen ist gut. Einen Liter trinke ich, auch zwei, aber nicht so viel, daß ich besoffen bin. Das kann ich: gut essen und ein bißchen trinken«. (1)²⁹

Auch wenn vieles im argen liegt, wie er sagt, erfreut sich sein Magen bester oder zumindest guter Gesundheit. Erstens hat er mir damit wieder etwas voraus, und zweitens ist er auf einen intakten Magen sozusagen existentiell angewiesen, da er die Voraussetzung dafür ist, das Leben zumindest noch in Spuren

genießen zu können: »Wenn man gut ißt, dann ist er (= der Wein, B.R.) auch gut, kann man gut trinken. Ein guter Speck, dann kann man gut trinken«. Eigentlich erstaunlich, daß er bei seinem Konsum an saurem Wein keine Beschwerden im Magentrakt hat, aber vielleicht ist das psychosomatisch erklärlich, weil er darauf angewiesen ist.

2.1.2 Die Erzählungen im Kontext des Interviews

Nach einer kurzen Pause erzählt er, nachdem ihm anscheinend doch noch, animiert durch unser Gespräch, etwas eingefallen ist, folgende zwei Schwänke:

»Ich bin jetzt schon 83 Jahre alt; 1910 bin ich geboren. Früher bin ich so ein Spaßvogel gewesen, und ich konnte immer viel erzählen. Ungarisch könnte ich das viel besser erzählen als deutsch.

Da war ein Pfarrer, der hat immer bei seinen Füßen geklopft (Herr Berger klopft mit der Hand auf den Tisch, B.R.). Die Kanzel war aus Holz, und da haben die Burschen sie eingeschnitten, damit der Prediger hinunterfällt, wenn er wieder klopft. »Heiliger ... (unverständlich, B.R.), seid Ihr solche Heiden!« – und hoppasasa ist er durch den Predigtstuhl durchgebrochen. Darauf ist er so erschrocken, daß er sich angebrunst (= anpinkeln, B.R.) hat, und die alten Frauen, die haben gesehen, daß es so rinnt. Wegen dieser Brunze haben sie mit dem Finger das Kreuz gemacht« (2)

»Früher konnte ich viel erzählen (Pause). Ein Priester ist zu einem Arzt gegangen, zu einem Doktor, weil er einen Tripper bekommen hat. »Du beschäftigst dich doch nicht mit den Frauen, wo man den Tripper bekommt?« – »Nein, ich bin nur von einem Auto erschrocken.« – »Na«, hat er gesagt, »da werde ich Ihnen ein Vergrößerungsglas verschreiben, damit Sie besser sehen können«. Daraufhin hat er das Rezept geschrieben, und der Priester geht damit zum Apotheker. »Ah«, sagt er, »ich gebe Ihnen eine Stunde, dann kann ich zurückkommen, dann mag es fertig sein«. Als es so weit ist und er es geholt hat, geht er heim und sieht die Brille. Daraufhin geht er zum Apotheker zurück und fragt: »Liegt da keine Verwechslung vor?« – »Nein«, sagt er, »der Doktor hat das geschrieben, und Sie müssen das nehmen«. Er geht zum Arzt: »Herr Doktor! Ich habe doch einen Tripper! Ich brauche...« – »Ja«, sagt er, »die Brille, damit Sie die Fotze vom Auto unterscheiden können!« (3)

Würde er ungarisch erzählen, meint Herr Berger, könne er mich »drei Tage und drei Nächte« unterhalten, aber auf Deutsch habe er alles vergessen. Allerdings verfüge er noch über mathematische und geometrische Kenntnisse. So sei ihm der Satz des Pythagoras nach wie vor präsent und auch, wie man den Inhalt einer Kugel berechnet. Dann kommt er, nachdem er mich wieder einmal aufgefordert hat, mehr zu trinken, auf die Herkunft der Ungarndeutschen zu sprechen und erwähnt, daß der »deutsche Fleiß« es ermöglicht habe, trotz des un-

fruchtbaren Sandbodens in Szulok mehr zu erreichen als die Ungarn der umliegenden Gemeinden: »Der deutsche Fleiß war über allem«.

Halten wir einen Moment inne, und betrachten wir den Kontext³⁰ beider Schwänke im Rahmen des Gesprächs, und zwar zunächst einmal das, was ihnen vorausgeht, und das, was ihnen folgt. Vor der ersten Erzählung steht das »Gefecht« zwischen Herrn Berger und mir um das Austrinken des Weines und sein Hinweis auf den »guten Speck«, zu dem ein Wein paßt, während im Anschluß an die zweite Erzählung seine mathematischen Talente und der »deutsche Fleiß« Erwähnung finden. Mit anderen Worten: Triebhafte Anteile (Machtbedürfnis, leibliche Genüsse) auf der einen und kulturelle Errungenschaften auf der anderen Seite umrahmen beide Schwänke. Und genau das, nämlich der Gegensatz zwischen Trieb und Kultur, ist Hauptthema und Gemeinsamkeit dieser Erzählungen: ein Priester, der seine Gemeinde auf den rechten Weg führen will, aber der Selbstkontrolle ermangelt, weil er inkontinent ist, in der ersten Geschichte, während in der zweiten ein Geistlicher wegen eines sexuellen Vergehens dem Spott anheimfällt.

Zwischen dem Rahmen und den Inhalten Zusammenhänge herzustellen, setzt voraus, die Abfolge von Gesprächsinhalten nicht als zufallsbestimmt anzusehen, sondern als determiniert in dem Sinn, daß ein innerer, teils bewußter, teils unbewußter Zusammenhang den Erzählfluß assoziativ bestimmt.³¹ In dem Sinn schreibt Hermann Argelander in bezug auf das Erst-interview in der Psychotherapie:

»Die fortlaufenden spontanen Mitteilungen eines Patienten ergeben sich nicht aus einer zufälligen Sukzession der verschiedenen Themen, sondern sind als Strukturelemente anzusehen, die sich zu einem Sinngefüge zusammenschließen, wenn man den Darstellungsprozeß eines Patienten nicht stört.«³²

Da Herr Berger während des Erzählens von mir nicht unterbrochen wurde und ich nur Fragen gestellt habe, wenn eine Pause eintrat, lassen sich Argelanders Überlegungen auf unser Gespräch übertragen. Auch wenn die volkskundliche Feldforschung bisher nur wenig Gebrauch von tiefenpsychologischen Fragestellungen gemacht hat,³³ liegen sie meines Erachtens bereits dann nahe, wenn man etwa die Begriffsbestimmung des Terminus »Kontext« aus der »Enzyklopädie des Märchens« zur Hand nimmt, in der es heißt, daß er nicht nur »den weit gefaßten Hintergrund eines Werkes oder Phänomens« bezeichnet – darauf wird weiter unten eingegangen –, sondern »ebenso (...) (Text-)Passagen, die anderen vorausgehen oder folgen«.³⁴ Dies aber impliziert einen inneren Zusammenhang, welcher der Interpretation zugänglich ist und daher auch tiefen-

psychologisch deutbar ist, sofern man akzeptiert, daß unbewußte Vorgänge Anteil am Verhalten und auch am Erzählen des Individuums haben.

Der Priester aus dem zweiten Schwank ist von vornherein desavouiert, während man dem anderen hingegen zumindest die gute Absicht zubilligen kann, seine Schäfchen auf den rechten Weg führen zu wollen. Um das zu erreichen, verleiht er seinen Worten besonderen Nachdruck, indem er mit dem Fuß immer wieder auf den Kanzelboden klopft und seine Gemeinde als Heiden beschimpft. Beides ruft die Burschen – als Sinnbild für Kraft, Stärke, Jugend und Potenz – auf den Plan – sei es, daß sie sich ob ihres Lebenswandels betroffen fühlen oder weil der Priester zu dick aufträgt, zu fanatisch ist oder als Vorbild nicht glaubhaft wirkt. Für letzteres spricht seine Inkontinenz, sein im wörtlichen Sinn »Nicht-Zusammenhalten« von Rollenerwartungen bzw. Identitätsanteilen, was von den alten Frauen als Trägerinnen der Tradition so schockierend erlebt wird, daß sie sich bekreuzigen: Da muß wohl etwas Diabolisches mit im Spiel sein! Möglicherweise ahnen die Zuhörer, daß der Priester das anprangert, was selber in ihm vorhanden ist, er aber auf die Außenwelt projiziert, um es abzuwehren – gemäß dem Goethe-Wort, daß uns nichts so sehr störe wie die eigenen Fehler, welche wir im anderen erblicken. Dafür sprechen nicht nur die mechanischen Klopfbewegungen als unbewußter Ausdruck des Wunsches, sich sexuell zu betätigen, sondern auch die Inkontinenz als Symbol für das Überschwemmt-Werden mit und das Ausgeliefert-Sein an triebhafte, weil unkontrollierbare Impulse. Und drittens kann man im teleologischen Sinn fragen, was man mit einem bestimmten Verhalten erreicht, und gleichzeitig konstatieren, daß man dafür auf einer unbewußten Ebene insofern mitverantwortlich ist, als man das Ergebnis selbst mitverursacht hat: Der Priester erreicht die Selbstbestrafung für seine eigene »Sündhaftigkeit«, wobei es gleichgültig ist, ob sie in Gedanken, Worten oder Taten erfolgt ist.

In Taten gesündigt hat der Geistliche des zweiten Textes, und ihm ist so gleich die gerechte Strafe für sein unbotmäßiges Verhalten zuteil geworden, indem er einen Tripper davongetragen hat. Die Lüge, welche er aufischt, um von seiner Tat abzulenken, ist ebenso groß und unglaubwürdig wie ihre Beine kurz sind: Der Arzt fällt darauf nicht herein und findet gleich ein Mittel, um seinem Patienten dies auch zu zeigen – für dumm verkaufen läßt er sich nicht; der Zuhörer bzw. Leser ebenfalls nicht, wobei man an der zu dick aufgetragenen Lüge keinen Anstoß nehmen sollte: Unglaubwürdigkeit gehört zum Genre des Schwanks genauso wie zum Märchen, nicht aber zur Sage, denn die ist in einem größeren Ausmaß der Realität verpflichtet, weil man an sie glaubt, wenn